Das menschliche Leben an der Polargrenze des bewohnten Erdraumes zeigt dieselben Eigentümlichkeiten wie das Leben an Grenzgebieten überhaupt. An jeder Grenze herrscht der Kampf. Bis zu ihr reicht die Kraft der Individuen, sich zu behaupten; vorgedrungen im Kampfe gegen andere, im Kampfe gegen ungünstige Lebensbedingungen, haben sie jeden Schritt jeden Tag neu zu erkämpfen. In Grenzgebieten befinden sich die Individuen im labilen Gleichgewicht hinsichtlich der Existenzmöglichkeit. Tiere, Pflanzen und auch Menschen unterliegen der harten Notwendigkeit unablässiger Mühe sich zu behaupten. Erlauben eine Reihe günstiger Jahre ein Verschieben der klimatischen Grenze zugunsten einer Art, so wirft ein besonders harter Winter sie wieder weit zurück. Die Baumruinen an der Baumgrenze im Hochgebirge und im polaren Gebiet belegen dies ebenso wie die verlassenen Siedlungen.

Eine Folge der schweren Bedingungen, denen das Leben in Grenzgebieten unterworfen ist, ist die Auflockerung des Bestandes an Pflanzen und Tieren, die Undichte der menschlichen Siedlungen. Waldgrenze und Baumgrenze sind somit voneinander verschieden, die zweite Linie ist die nördlichere. Zwerghafte Arten von holzigen Gewächsen gehen bis in die Tundra hinaus, und den Übergang gleichsam bilden Kümmerformen der Waldbäume, die, kaum mannshoch und armdick, nicht ihr Alter, aber in der gedrückten, verkrümmten Gestalt den Kampf ahnen lassen, den die Gewächse hier zu führen haben. Wehe, wenn in die Stirnseite dieses nördlichsten Waldes gegen das Eismeer hin der Unverstand des Menschen eine Lücke reißt, sie frißt weiter und weiter, und die andere polare Vegetationsform, die Tundra, dringt in langen, sich allgemach verbreiternden Zungen ein — ein Vorposten des Waldes ist auf lange Zeit, auf immer vielleicht, verloren gegangen. Alle Gewächse, die einen, wenn auch nur geringen, Höhenwuchs aufweisen, zeigen das Bestreben, sich durch Krummwachsen dem Erdboden anzuschmiegen, um möglichst viel von der ausstrahlenden Wärme

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wieder einzufangen. Die Wurzeln legen sich ebenfalls breit und dicht unter die Oberfläche, denn die Sonne vermag nur eine dünne Schicht des Bodens aufzutauen. Unverhältnismäßig viel umfangreicher als der oberirdische Teil ist der unterirdische der Pflanzen. Die Wurzeln der Salix lanata kriechen an 4 m weit unter dem Boden hin, aber sie erhebt sich noch nicht 25 cm über ihn. Die große Ausdehnung der Wurzeln hat ihre Ursache in dem Wasserbedürfnis der Pflanzen und der Schwierigkeit, es zu befriedigen. Die niedrige Temperatur lähmt nämlich das Vermögen der Wurzeln, Wasser aufzusaugen. Der Morast der Tundra über dem dauernd gefrorenen Boden ist eiskalt; und obgleich die Wurzeln in den sumpfigen Boden hineinragen, vertrocknen die Pflanzen unter Umständen, ehe sie erfrieren. Wie das Weithinstrahlen außerordentlich langer Wurzeln finden wir daher noch andere Abwehrmaßregeln gegen die gefährliche Abgabe des Wassers an die Luft, die an ganz ähnliche Einrichtungen der Pflanzen in den warmen und trocknen Erdstrichen erinnern: die Verkümmerung der Blätter, Verminderung der Atemöffnungen an ihnen, dichtes Verfilzen der Äste zu einem Polster.

Die Tundra ist zwar keine völlige Ebene, vielfach aber ist ihre Modellierung so schwach, daß das Schmelzwasser kaum abfließt. Die Bodentemperatur geht kaum über 0 Grad hinaus wegen der Nähe des unterirdischen Eises, welches auch ein Einsickern des Wassers verhindert. Auf solchem sumpfigen, im Winter leichter als im Sommer passierbaren Boden herrscht die Moostundra. Wo der Boden aber einigermaßen trocken ist, mag festes Gestein dicht unter der Oberfläche liegen oder mag die Böschung eines Hügels dem Schmelzwasser Abfluß gestatten, da entwickelt sich die Flechtentundra, deren Teppich mit ausdauernden Gewächsen durchwirkt ist. Ist der Boden von günstiger Beschaffenheit, der Abhang den wärmenden Sonnenstrahlen entgegengerichtet, so zaubert der monatelange Sommertag anmutige Matten mit frischem Grün und prächtigen Blumen hervor, deren große Blüten die wenigen Insekten zur Befruchtung anlocken (Supan). Flechten, Beeren und fleischige Stengel gewisser Pflanzen liefern willkommene Ergänzungen der polaren Speisekarte.

Auf diese Tundra hinaus treten nun im Sommer die Herden des Ren, der Moschusochse des amerikanischen polaren Archipels verläßt sie als einzige Art der wiederkäuenden Pflanzenfresser auch im Winter nicht. Die fortschreitende Vernichtung des Ren durch den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unverstand derjenigen sibirischen Völker, die in Berührung mit den Russen den Zusammenhang mit der sie umgebenden Natur zu eigenem Schaden verloren haben, wird wohl auch das Ren noch einmal aus dem Walde verdrängen und zu einem rein polaren Tiere machen.

In diese Umwelt sind durch mächtige Völkerwellen, die schwächere Völker vor sich herschoben, die Menschen versetzt. Einmal hineingetrieben in das Polargebiet, gab es keine Wahl, als unterzugehen oder umzulernen, zum Polarmenschen zu werden.

Der Mensch wurde weit über das Gebiet, in dem auch noch das Pflanzenreich wesentlich zur Ernährung beitragen kann, nach Norden verdrängt und geriet in die Abhängigkeit von der Tierwelt; und wo das der Fall ist, mag es im polaren Raum oder sonstwo sein, ist der Mensch Nomade. Aber das Bild des lebenstrotzenden Nomadismus verblaßt immer mehr, je weiter wir ihn nach Norden verfolgen. Die ungeheuere Lebenskraft der Steppennomaden, die gewaltige Herrschernaturen geboren hat, fehlt den nördlichen Wandervölkern völlig. Sie bilden hinsichtlich des Wanderns eine Gruppe für sich, für welche man geneigt wäre, die Bezeichnung Nomadismus nur noch mit Einschränkung zu gebrauchen. Bleibt der Steppennomade immer Herr seiner Herde, so ist der Polarmensch ein Sklave seiner Tiere und Zufälligkeiten und Wechselfällen so ausgesetzt, daß für einen bestimmten Augenblick keiner der Renntierherdenbesitzer sagen kann, ob er noch im Besitz seiner Herden sei. Denn das Ren wird nicht wie die Herdentiere der Steppe ganz Haustier, sondern behält seine Freiheit so sehr, daß es z. B. falsch wäre, von Renntierzüchtern zu sprechen. Ein Rudel Wölfe kann eine große Herde zerstreuen und ihren Besitzer an den Bettelstab bringen. Die kärglichen Weiden des polaren Gebietes gestatten es nicht, daß man die großen Herden auf die Weideplätze führt, sondern man muß es den Tieren selbst überlassen, sich Nahrung zu suchen, die spärlich genug vorhanden ist und die sich die Tiere im Winter erst aus hohem Schnee herausscharren müssen. Das Ren ist dasjenige Tier, das für die Ernährung des Menschen die Grundlage bietet, denn andere Nahrungstiere fehlen. Middendorff und andere Reisende stellten die große Armut der nördlichen Urwälder Sibiriens an Tieren nach Art und Zahl fest; günstiger wird es erst gegen die Waldgrenze hin. Daher nun auch die große Auflockerung der Völker in diesem Gebiet. Müller traf während seiner Reise im Olenekgebiete in $4^1/_2$ Monaten nur zweimal menschliche Siedelungen; die Jurten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liegen bis zu 200 Meilen entfernt. „... Die Volksdichte ist äußerst gering: ein Bewohner auf den Quadratkilometer ist oft noch zuviel, häufig wird eine Quadratmeile ein nicht zu großer Raum für Menschen sein, die sich durch Jagd und Fischfang ernähren.“ Damit ist ein wichtiger Umstand berührt, der die nördlichen Nomaden von anderen absondert. Ihnen fehlt der Rückhalt großer Herden; der Ertrag, den eine Renntierherde bietet, ist gering. Das weibliche Ren liefert nur eine sehr kleine Menge Milch, die allerdings außerordentlich fett ist; um eine Familie zu erhalten, müssen also sehr viele Tiere gemolken werden. Durch die erwähnte Art, wie die Herden gehalten werden, ist die Gewinnung des Nahrungsmittels aber sehr erschwert. Hier sei gleich darauf aufmerksam gemacht, daß ebenso wie die Rindernomaden auch die, deren Lebensgrundlage das Ren ist, nur sehr ungern ein Tier ihrer Herde schlachten — wenn es sich nicht um ein verletztes oder kränkliches Tier handelt —, sondern hauptsächlich Fleisch gejagter wilder Renntiere essen.

Den sommerlichen Zügen des wilden Ren folgen die Jäger in die Tundra hinaus und ziehen sich mit ihnen wieder winters in das Gebiet des Waldes zurück. Dasselbe pendelmäßige Wandern führen die Renntierhirten mit ihren zahmen Tieren aus, indem sie ihre Herden denselben Weiden zuführen, welche die wilden von selber aufsuchen. Wie diese, kehren auch die Menschen bei den ersten Zeichen des Winters in den schützenden Wald zurück, wo sie, zu größerer Ruhe gezwungen, die entsetzlichen Schneestürme des polaren Vorwinters über ihre niedrigen Rasenhütten oder in die Erde gegrabenen Höhlen hinwegbrausen lassen und ihre Tiere völlig sich selbst überlassen müssen. Somit erkennen wir, daß die asiatischen Polarvölker im Walde wurzeln, das auch so verstanden, daß sich die meisten Völker so weit nach Süden ausbreiten, daß man sie unmöglich im ganzen als Polarvölker bezeichnen kann, wie z. B. die Tungusen. Aber gerade dadurch, daß ihr „Hinterland“ von Volksgenossen bewohnt ist, ist den nördlichsten Stämmen der Rücktritt in den Wald möglich und leicht gemacht — ein äußerst wichtiger Unterschied gegen das Polarvolk Amerikas. Noch ein anderer Umstand zwingt die nördlichen Völker zum Wandern: Ihre Kleidung besteht aus den Fellen der Tiere. Ist auch der Hauptlieferant nutzbarer Felle das Ren, so können sie weder das Pelzwerk der kleinen und großen Raubtiere entbehren, noch mögen sie es, da sie gerne und äußerst zierlich die Felljacken mit den schönfarbigen Pelzen von Zobel,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hermelin u. a. schmücken. Dazu kommt, seit Rußland Sibirien erobert hat, daß die Völker dort sowohl die Steuern mit Pelzen bezahlen als auch mit ihnen Flinten, Pulver und Blei eintauschen. Nun aber finden sich Pelztiere und Nahrungstiere nie an demselben Platz, die beiden wichtigsten Hilfsquellen polarer Existenz müssen an weit voneinander entfernten Orten durch beschwerliche Wanderungen aufgesucht werden.

So zwingt eine rauhe Natur die Völker zu unstetem Leben und rastlosem Wandern. Die Gewohnheit von Jahrtausenden hat aber auch dem Innern des Menschen ihren Stempel eingeprägt: Die Jakuten, noch mehr die Tungusen z. B. wandern noch mehr, als ihr eigenes Bedürfnis und das ihrer Herden es erfordert.

Obgleich der heiße Sommer des kontinentalen Asiens den Kartoffelbau bis an die Schwelle des polaren Raumes dringen läßt, wehrten sich doch die Jakuten, die doch Pferd und Rind bis an ihre Nordgrenze bringen, gegen die Einführung der Kartoffel, deren Bau seßhaftes Leben erfordert. Es wäre „Sünde", Kartoffeln zu bauen. (Vgl. damit das Wort des Koran: „In ein Haus, unter dessen Dach ein Pflug steht, kehrt der Engel Gottes nicht ein.")

Tief sitzt in ihrer Seele der Wandertrieb, der sie nicht nur in dem ihnen gewohnheitsrechtlich zukommenden Jagd- und Weidegebiete hin und her führt, sondern der sie auch ihr Wandergebiet ständig erweitern läßt; instinktmäßig haben sie den Kampf gegen die feindliche Natur aufgenommen durch das Kampfmittel der Raumgewinnung, denn je größer der Raum, desto vielseitiger sind die Hilfsquellen.

Eine dieser Hilfsquellen für den Menschen ist noch unerwähnt geblieben, nämlich die Fischerei. Sämtliche Sibirier sind nicht nur Renntierhirten, Jäger und Fallensteller, sondern auch Fischer. Aber auch diese Gewinnung des Lebensunterhalts läßt Seßhaftigkeit oder auch nur größere Ruhe nicht aufkommen, denn dauernd wechseln die Fische ihre Quartiere, die Menschen müssen folgen. Vor allem sind es die Züge der Fische, die zum Laichen die Quellgebiete der Flüsse aufsuchen, die den Völkern eine wichtige Nahrungsquelle bieten, die allerdings bald genug wieder versiegt. Mehr als einen wichtigen Zuschuß zum Lebensunterhalt aber kann die Flußfischerei nicht bieten, Grundlage für polares Leben ist sie nirgends, kann sie nicht sein, da ja im Winter auch die stärksten Ströme mit undurchdringlichem Eis bedeckt sind und nur an ganz vereinzelten Stellen noch durch Angeln ein Fisch erbeutet werden kann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anders ist es, wo Völker bis an das polare Meer vorgedrungen sind. Im allgemeinen haben die asiatischen Nomaden am Halten und Jagen des Ren und am Fischreichtum der Flüsse und an der Jagd Genüge. Da eine reichere Küstengliederung sie nicht einlud, lernten sie fast nirgends die Schätze des polaren Meeres ausnützen — kein Meeresarm schneidet bis ins Gebiet des Waldes ins Land hinein und leitet die sibirischen Waldvölker an das Meer. Daher finden wir Seefischerei nur im Osten und Westen. Wo das Ren nicht mehr soviel Nahrung findet, daß es in größeren Herden gehalten werden kann, im Tschuktschenlande . . , . . ist es ein nicht seltenes Ereignis, daß der soeben noch an Tieren reiche Nomade durch den Verlust seiner Herde gezwungen ist, zu einem halb seßhaften Fischfänger zu werden. Im Westen hat wohl das Beispiel der Europäer die Lappen gelehrt, die fischreichen Küsten des Eis- und des Weißen Meeres auszunutzen, ohne daß hier wie dort die Völker nun auch gelernt hätten, Wind und Wellen zu bezwingen. Wichtig für uns ist es, daß auch die Lappen an der Küste ein behäbigeres, seßhafteres Leben führen als ihre ganz vom Ren abhängigen Brüder im Binnenlande (Castrên). Im Lande der Tschuktschen ist, wie schon erwähnt, Fischerei ein Notbehelf; auf die zur Seßhaftigkeit gezwungenen armen Küstentschuktschen blickt der freie Nomade mit ähnlicher Verachtung herab wie der Sohn der Arabischen Wüste auf den Kaufmann in den Häfen. In Asien ist doch und bleibt die Grundlage für menschliches Leben das Ren, nur wo es fehlt, bequemt sich der Mensch dazu, sich andere Hilfsquellen zu eröffnen, verliert aber doch auch mit der Freiheit die reichere Ausgestaltung des Lebens, da seine Existenz nur auf einem Pfeiler ruht. Die Seßhaftigkeit ist kein freiwilliger, sondern ein erzwungener Zustand, da der Tschuktsche mit seinen Herden natürlich auch seine Zugtiere verliert. Middendorf vergleicht den Fischfang und das auf ihm gegründete Leben mit dem Kartoffelbau der ungünstiger gelegenen, Ackerbau treibenden Gebiete. Der Einseitigkeit und Armut stehen Mannigfaltigkeit und Reichtum gegenüber. Der Verlust des Ren als Zugtier wird dadurch wettgemacht, daß von der Tschuktschenhalbinsel an der Hund als Zugtier eine Rolle zu spielen beginnt, der in Amerika dann bei den Eskimo das einzige gezüchtete und gehaltene Tier ist.

Die Behausung der Sibirier ist eine echte Nomadenwohnung — ein mit Fellen oder Fetzen von Birkenrinde behangenes, schnell aufstellbares Gerippe von einigen kegelförmig in den Boden gesteckten Stangen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genügt dem unsteten Wanderer im Sommer — mit Ausnahme der Jakuten, die mit großer Kraftanstrengung Balken aus dem Walde weit auf die Tundra hinausschleppen und mit dem Wunsche nach einer festeren Behausung den Hang zu seßhafterem Leben anzeigen; trotz der Mühe, die sie mit dem Bau ihrer festeren Zelte haben, sind sie doch so sehr Nomaden, daß sie nicht schwerer als die Tungusen ihre Behausung aufgeben.

Im Winter tritt natürlich an Stelle des Zeltes meist eine dichtere Behausung. Entweder wird das Zelt rings mit lockerem Schnee umschaufelt, oder man baut über eine Höhle, die man in die Erde gegraben hat, ein niederes Zeltdach, das man ebenfalls mit Schnee überdeckt. Die Behausungen sind so dicht, daß sie nichts von der eisigen Winterluft hinein-, aber auch keine Wärme herausströmen lassen. Bessere Behausungen sind die aus Steinen oder Rasenstücken, deren Fugen durch Eis ausgefüllt werden. Vom Lappenlande bis zu den Tschuktschen und hinüber in Amerika ist das einzige Mittel, der winterlichen Kälte zu begegnen, sich in den engen Behausungen so zahlreich und dicht wie möglich zusammenzudrängen und sich gegenseitig zu erwärmen. Im Winterzelt der Tungusen fand Middendorff 18 Menschen, so daß man in ihm kaum die Ellenbogen rühren konnte, ohne den Nachbar zu beeinträchtigen. Die Luft ist in den winterlichen Behausungen so schlecht, daß nicht nur der Europäer sie nicht ertragen kann, sondern z. B. selbst die Tschuktschen hinaustreten müssen, um einen Atemzug frische Luft zu schöpfen (Nordenskiöld).

Aber selbst das dichteste Wohnen bezwingt nicht den ungeheuren Frost der sibirischen Nacht. Denn die schwelenden Holzbrände verlöschen, über denen die Mahlzeit gar wurde. „Nicht selten beginnt man die Nacht zur ebenen Erde, entblößt auf das Renntierfell gestreckt, und zerfließt doch in Schweiß. Bald hat man sich im Schlafe bedeckt, dann ist man auf die Schlafbank hinaufgekrochen, wo man die Bedeckung wieder abstreift. Am Morgen aber schützt kein Pelzwerk mehr, nur das wiederentflammte Feuer kann die erstarrten Glieder lösen.“ (Middendorff.)

In diesen eisglasierten Winterhütten, in die ein Zugang führt nicht größer, als daß ein Mann sich nur kriechend ins Innere zwängen kann, ist durch die Ausdünstung der vielen Menschen nicht nur die Wärme, sondern auch die Luftfeuchtigkeit sehr groß, daher denn auch die Bewohner ganz oder fast völlig nackt in ihnen hausen. Die Kleider werden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sogar fast regelmäßig schon außen abgeworfen. Behielte man die Kleider an, so würde man am Morgen mit steifgefrorenen Kleidern erwachen. Gefrorene Fellkleidung aber bricht, reibt die Haut wund und ist völlig unbrauchbar, weil sie auch die Kälte nicht abhält. Daher geben sich alle Polarvölker große Mühe, ihre Kleidung trocken zu erhalten und die naßgewordene zu trocknen. Da hilft ihnen nun allerdings, besser als es ein Trockengestell über dem Herdfeuer leisten könnte, das polare Klima. Der Winter in Sibirien ist charakterisiert durch hohen Luftdruck, Windstille und außerordentlich niedrige Luftfeuchtigkeit. Bevor also der von der Jagd heimgekehrte Mann ins Zelt kriecht, wirft er seine Kleidung auf den Schnee, nachdem er sie gewendet hat, und findet sie am anderen Morgen trocken und weich wieder vor. Middendorff überzeugte sich selbst davon, indem er tropfnasse Handschuhe auf den Schnee warf und sie schon nach ein paar Stunden trocken und geschmeidig wieder aufheben konnte.

Der Polarmensch achtet sehr auf guten Zustand seiner Kleidung, und ein selbstverständlicher Liebesdienst des Wirtes ist es, den Gast einzuladen, sich seiner Kleider zu entledigen, über die sich dann die Frauen hermachen, um sie mit aller Sorgfalt zu säubern und zu trocknen.

Die Herstellung der Fellkleidung liegt den Frauen ob. Die Kunst des Gerbens fand Middendorff um so höher, je weiter man sich von den Zentren der Zivilisation entfernte, obgleich in deren Nähe die Werkzeuge besser waren. Als chemische Mittel dienen Urin, Eigelb und Hirn, das Walken mit hölzernen Schabern wird ganz besonders durch das Kauen zwischen den Zähnen unterstützt. Auf den zusammengerollten Fellen wird hie und da geschlafen, um der zur Gärung nötigen Wärme willen. An den Gelenken werden die Ärmel und Beinlinge dicht verschlossen oder noch besser — wie bei Samojeden und Eskimo — die Handschuhe gleich mit dem Ärmel verbunden.

Bei sehr starkem Frost zieht man zwei Pelze an, nachdem man zuvor versucht hat, es dadurch wärmer zu bekommen, daß man die Haare des Fellkleides nach innen kehrt; die glatten Seiten liegen aneinander, so daß der Körper noch von einem gegen Wärmestrahlung isolierenden Luftmantel umgeben ist — eine Maßnahme, die in Amerika gang und gäbe ist.

Sehr merkwürdig ist es, daß erbeutete Tiere nicht Eigentum des Jägers werden, sondern daß nicht nur die Familie, vielmehr der ganze Stamm teil hat am Jagdglück des einzelnen. Was Middendorff vom

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Assja-Samojeden erzählt, nämlich daß dem glücklichen Jäger erst das Fell des zehnten Renntiers zu eigen gehört, zeigt die Wichtigkeit des Gegenstandes für das Wohl des ganzen Gemeinwesens und beleuchtet zugleich den ungemein ausgebildeten kommunistischen Sinn dieses Volkes. Ebenso werden bei den Jakuten erbeutete Renntiere unter die Stammesgenossen verteilt. Die den Forscher begleitenden Tungusen, die aus den Waldgebieten Innersibiriens stammten, machten dazu eigentümliche Gesichter und standen dem ganzen Vorgang verständnislos gegenüber. In ihren glücklicheren Gebieten kannte man diese Sitte nicht, da sie dort nicht zur Erhaltung des ganzen Gemeinwesens nötig ist. Bei den Eskimo findet man dieselbe Sitte: Alle erbeuteten Felle werden auf einem Platze aufbewahrt und am Anfang des Winters an alle Bewohner der Siedelung verteilt.

Mit dem gewonnenen Fleisch wird es nicht anders gehalten. So ist es fast ausgeschlossen, daß ein einzelner Not leidet, solange er selbst auch fähig ist, zur Erhaltung des Gemeinwesens etwas beizutragen. Anders wird es, wenn ihn Alter oder Krankheit daran hindern. So opferwillig der Polarmensch ist und so hilfsbereit, wenn er um Hilfe angegangen wird, so kaltblütig kann er sich der Alten und Kranken entledigen, die nicht mehr arbeiten können. Ja, die Greise geben sich wohl auch selbst den Tod oder bitten um den letzten Liebesdienst einen Getreuen oder den ältesten Sohn, für den es eine Art Ehrenpflicht ist, seinen greisen Vater umzubringen, wenn der es wünscht. Aber das ist eine Sitte, die bei Wandervölkern ganz allgemein festzustellen ist und nicht auf den Zwang der Not im polaren Raum allein zurückzuführen ist. Nur ist hier die Gefahr, die aus der Mitführung der Schwachen und der daraus erwachsenden Langsamkeit und Schwierigkeit des Ortswechsels sich ergibt, viel größer, trifft das Gemeinwesen viel härter als irgendwo sonst. Um so mehr muß es überraschen, daß zwar alle Forscher diese Sitte als allen Völkern bekannt erwähnen, zugleich wieder hervorheben, wie rührend sich ein Tschuktsche um seine kranke Schweser bemühte, wie der Eskimo das während einer Hungersnot ausgesetzte kleine Töchterchen wieder zurückholte, wie der Samojede die größte Fürsorge für seine Kranken trifft. So vielseitig sind diese Berichte, daß der Mord an Greisen, Kranken und Kindern um so mehr als von der Rauheit der Umwelt gefordert erscheint. Es bedeutet das Beiseiteschaffen der unheilbar Kranken mehr eine Abkürzung der Qual als eine Herzlosigkeit. Daß der Polarmensch sich nur schwer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu dem Schritte entschließt, zeigt ihn als wackeren Kämpfer, der so leicht den Kampf gegen Not und Sorgen nicht aufgibt. Herrscht Hungersnot, so hungern alle, und weit eher wird der getötet, der für sich allein sorgt oder gar die schmalen Vorräte bestiehlt, als daß versucht wird, sich durch Gewaltmittel derjenigen zu entledigen, die durch ihr Dasein die Not vergrößern und zu ihrer Linderung nichts beitragen können.

Selbstverständlich ist es, daß der beschriebene Kommunismus auch Schmarotzer großzieht. Die werden verspottet und verachtet und — geduldet, solange sie keine Gefahr für das Gemeinwesen bedeuten. Diebstahl allerdings ist ein todeswürdiges Verbrechen und kommt so gut wie gar nicht vor — soweit es sich um Stammesangehörige handelt und um herrenloses Gut. Und auch das wird respektiert. Dieselben Samojeden, die sich in den Schnee warfen, schreibt Middendorff, um einen letzten sehnsüchtigen Blick auf das Branntweinfäßchen zu werfen, das auf dem Grunde des Schlittens verpackt war, hätten es unberührt gelassen, wenn sie es auf der Tundra gefunden hätten. Zieht ein Eskimo Treibholz über die Wassergrenze, so ist es ihm ebenso sicher, als läge es vor seinem Hause. Aber der ehrlichste Eskimo findet es ganz in der Ordnung, den Fremdling zu bemausen und mit harmlosester Miene ihm das eben Verkaufte noch einmal anzubieten, und möchte sich ausschütten vor Lachen, wenn seine Schwindelei entdeckt wird. Möge ihm der Versuch, sich klüger aufzuführen als der Kablunak — der weiße Fremdling — hingehen, draußen in der Polarwüste ist er's wirklich und ist unermüdlich hilfreich und gastlich. Denn der Forscher kommt nicht als Feind. Hat er aber Mißtrauen gegen einen Fremdling, so mag der auf seiner Hut sein; des offenen Kampfes Mann gegen Mann sind die Völker entwöhnt, sondern töten den Feind aus dem Hinterhalt. Wir finden im polaren Raum auch jene endlosen Begrüßungszeremonien bei zufälligen Begegnungen, die mit den Waffen in der Hand vorgenommen werden, und kaum einen anderen Zweck haben, als zu erkunden, wes Geistes Kind der andere sei — ganz ähnlich, wie sie Nachtigal aus der Wüste von Tibesti beschreibt.

Mit den Nachbarn in Frieden zu leben ist das eifrigste Streben. Einladungen zu Festen werden dazu benutzt, gute Beziehungen anzuknüpfen und aufrechtzuerhalten. Stört ein Heißsporn das gute Verhältnis durch Zank und Streit, drohen gar Tätlichkeiten, so ist es keine Seltenheit, daß der Störenfried von seinen eigenen Stammes-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genossen totgeschlagen wird, um Stammesfehden vorzubeugen. Der Kampf mit der Natur ist hart genug und erfordert die ganze Kraft des einzelnen und aller; kommt blutiger Zwist dazu, so bedeutet das den Untergang des Stammes.

Die Zeit der Feste ist der Winter, und ein Grund ein Fest zu feiern ist jeder gute Fang. Ist ein Renntier erlegt, ein Seehund harpuniert, so wird die Beute meist an demselben Tage verspeist. Denn die harte Not hat hier nicht etwa mürrische, zähe Geizhälse erzeugt, die von der Sorge um das Morgen nicht loskommen können, sondern im Gegenteil frohe Gesellen, die mit glücklichem Leichtsinn die Feste feiern wie sie fallen und mit unerschütterlichem Gleichmut hungern, bis bessere Zeiten kommen. Ist der Jagdzug geglückt, so werden die leckersten Teile gleich an Ort und Stelle verzehrt. Beim Festschmaus am Abend sitzen alle Männer im Kreise, sehr gesittet spricht einer nach dem andern, erzählen von der Jagd und begleiten die Erzählung mit ungemein lebendigen Gesten. Dem Vornehmsten oder dem besten Jäger wird ein langes Stück Fleisch gereicht, das er so weit wie möglich zum Munde hineinschiebt und das übrige mit schnellem Schnitt so dicht vor dem Munde abschneidet, daß dem europäischen Zuschauer um des Essenden Nasenspitze bange ist. So macht ein Streifen nach dem andern die Runde, bis alle gesättigt sind — doch dazu gehört in dem kalten Klima und der Gewöhnung des Polarmenschen an Vielesserei eine unglaubliche Menge des fetten Fleisches; der Eskimo nimmt sich schließlich noch ein tüchtiges Stück mit zu seiner Lagerstatt, um beim Erwachen gleich etwas Genießbares vorzufinden.

Alle Polarvölker lieben solche Schmausereien aufs höchste, sind äußerst gerne zu geselligen Bewirtungen beisammen und zeigen sich dabei als lustige Burschen, die eine gute Dosis Humor haben und nichts mehr lieben, als wenn harmloses Wortgeplänkel und lustige Spottreden die Zeit verkürzen. Dieser Geselligkeitstrieb und dieser Hang nach Fröhlichkeit besiegt die Winternacht mit ihren das Gemüt bedrückenden Einflüssen, denen die Polarmenschen ebenso unterworfen sind wie Neulinge im Eismeer. Arbeit, gutes Essen und anregende Geselligkeit sind die einzigen Mittel, die von der Seele den Nebel der Schwermut, der Hoffnungslosigkeit und des Mangels an energischem Wollen hinwegzaubern. Das an sich schon enge Zelt wird bei solchen Gelegenheiten durch den immer willkommenen Besuch noch enger. Was wunder, wenn sich die Menschen eine Verträglichkeit, Liebens-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

würdigkeit und Nachgiebigkeit angeeignet haben, die auf der ganzen Welt ihresgleichen nicht hat. Der Störenfried, der von den andern an die Luft gesetzt wird, wird allerdings wohl schnell genug draußen bei — 50 Grad abgekühlt sein. Zank und Streit gibt es bei ihnen auch untereinander nicht, weil Uneinigkeit verhängnisvoll für die Existenz des ganzen Stammes werden muß. „Vertragt euch hübsch oder erfriert!" (Kirchhoff.) Auch in diesem Kampf gegen die Naturgewalten macht nur Einigkeit stark und erfolgreich.

Dem Eskimo wird sein kleines Schneekuppelhäuschen im Winter doch zu eng. Da er aber Tanz und Scherz nicht missen kann, so baut er sich für die größeren Feste, bei denen er auch Besuch anderer Stämme erwarten kann, eine besondere Festhütte. In ihr werden auch die Zweikämpfe ausgefochten, aber nicht mit Messer oder Harpune, sondern durch Wortgefechte. In ihrer kraftvollen, raschen Art erweisen sich die Eskimo viel mehr cholerischen als phlegmatischen Wesens. Aber sie wurden eine so verträgliche Menschenvarietät, daß „sie selbst Rechts- und Ehrenhändel satirischlyrisch ausfechten, indem beide Parteien vor versammelter Gemeinde mit den unblutigen Waffen rezitativer Spottlieder aufeinander eindringen und derjenige als Sieger aus dem Streit hervorgeht, der den lachenden Beifall der Genossen schließlich auf seiner Seite hat" (Kirchhoff). Die Lächerlichkeit fürchten sie so sehr, daß sie dem Spott durch Auswandern zu entgehen suchen.

Die Schattenseite des Geselligkeitstriebes ist, daß durch ihn und durch den unglaublichen Leichtsinn und durch die Unfähigkeit zu rechnen und zu sparen oft genug der Wohlstand untergraben wird und Hungersnöte ausbrechen, die mit einiger Voraussicht und Einteilung der Lebensmittel hätten vermieden werden können. Denn ganz ohne Vorräte gesammelt zu haben, tritt keins der nördlichen Völker den Winter an, wenn auch nirgends die Vorräte für den ganzen Winter genügen. Selbst die Westeskimo legen Vorratshäuser — will heißen Steinhaufen, in deren Inneren die Vorräte vor Fuchs und Wolf gesichert sind — an, sind aber beim Verzehren so verschwenderisch, wie der Polarmensch überhaupt. Sie dürfen es auch im gewissen Umfange sein, denn aus Mangel an Wild entstehen selten Hungersnöte, viel eher durch die Unmöglichkeit, es zu erreichen.

Der tiefe Winter ist es nicht, der für die Völker am verderblichsten ist, sondern die Übergangszeit. Da brausen die Stürme ununter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

brochen wochenlang. Der Zustand des Eises ändert sich dauernd. Die Fellkleidung hat während des Winters gelitten. Da die Nahrung mangelt, friert es den Menschen in den Zelten. Auch der Eskimo kann sich nicht mehr in den Schneehäusern aufhalten, denn einige wärmere Tage haben sie undicht gemacht. Die Zeltplanen sind rissig und lassen den Sturm ins Zelt, in dem voller Resignation die Bewohner aneinander gedrängt kauern, bis ein Mutiger aufspringt, um sein Glück zu versuchen, und in den Sturm hinauseilt — gepriesen vom ganzen Stamm, wenn er mit Beute heimkehrt, glücklicher als seine Brüder, wenn er im Schneesturm untergeht.

In solchen Zeiten wird der Nahrung geriebene Rinde von Lärche, Weide oder Kiefer zugesetzt, selbst Fuchs und Wolf, die sonst natürlich verschmäht werden, werden gegessen. Zuletzt fällt der Hund dem nagenden Hunger zum Opfer — ein schweres Opfer, denn der Mensch beraubt sich damit seiner besten Hilfe. Und schließlich wird der Mensch zum Tier: in höchster Not schreitet der Mensch zum Kannibalismus, dem zunächst die Kinder verfallen sind (Eskimo; Boas).

Auch der Herbst ist eine schlimme Zeit für den Menschen im polaren Raum. Man friert am meisten während der Übergangszeiten, weil es dann fortwährend stürmt und außerdem die Luft viel Feuchtigkeit führt. Der ruhige und trockene Frost des Winters ist viel leichter zu ertragen, außerdem kennt der Polarwinter den Wechsel von Frost und Tauwetter nicht. Zum Glück sind die Übergangszeiten nur kurz. Der Temperaturunterschied zwischen März und April oder Oktober und November kann in Sibirien größer sein als der, welcher in Stockholm zwischen dem Hochsommer und der Mitte des Winters besteht. (O. Nordenskiöld). Daher erwacht die Vegetation überraschend schnell aus dem Winterschlaf und auch der Mensch. Denn der Winter ist die Zeit der Ruhe. Der Tunguse erweist sich als echter Sohn des Waldes, wenn er auch im Winter sein Zelt selten länger als drei Tage an einem Orte stehen läßt. Der Jakute ist schon viel phlegmatischer: Er findet sich mit seinen Stammesgenossen zu regelrechten Schlafgesellschaften zusammen. Der Tschuktsche wie die anderen Polarvölker verschlafen den Winter, und nur die Not kann ihn aus dem Winterschlaf heraustreiben. Vermag aber in der Sommerhälfte des Jahres auch die Nacht nicht mehr die Sonnenscheibe unter den Horizont zu drücken, so erwachen dieselben Winterschläfer zu angestrengtester, kaum unterbrochener Arbeit. Das Schlafbedürfnis auch der Europäer ist im Sommer sehr gering, im Winter fast zur Schlafsucht gesteigert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die angestrengte Sommerarbeit wie auch die Kälte im Winter erfordern einen energischen Ersatz von Kräften und Wärme durch die Nahrung. Daher sind die Polarmenschen solche Schnell- und Vielesser geworden. Da sie durch die Nahrung einen Temperaturunterschied von + 37 bis — 40° und tiefer auszugleichen haben, müssen sie dem Körper Nahrung von beträchtlichem Heizwert zuführen: Fleisch und Fett. Als der beste Bissen gilt der fetteste und wird der Sitte gemäß dem Gastfreund in den Mund geschoben. Nun ist solche Nahrung sehr leicht verdaulich, fordert also einen schnellen Ersatz. Middendorff wunderte sich ebenso wie Gilder, wie schnell der Appetit nach einer reichlichen Mahlzeit wiederkehrt, und Klutschak gesteht scherzend, daß die Quantität Fleisch, die ein Mann hier an einem Tage zu sich nehmen müsse, mit dem Begriff Mäßigkeit in schauderhaftem Widerspruche stehe. Auch Amundsen wundert sich, „wie eßlüstern einen so ein Polarwinter macht". Ohne vegetabile Nahrung kommen allerdings selbst die Polarvölker nicht aus, ja, bei dem geringen Vorkommen sind Krähenbeerenkompott — mit Fett angemacht, Engelwurzstengel in Tran, Sauerampfer und dergleichen sehr geschätzt. Außerdem werden die Renntierflechte und Tangarten gegessen. Die allergrößte Delikatesse aber ist für den Eskimo wie auch für den Tschuktschen der Inhalt des Renntiermagens. Die Tschuktschen sammeln regelmäßig Vorräte von Beeren und anderen Pflanzenteilen für den Winter ein; um besonders beliebte Pflanzen zu holen, machen sie sogar weite Wanderungen. In der Nähe der Tschuktschensiedelungen werden dann Samen der Pflanzen verloren oder mit dem Kehricht ausgesät, so daß an dem Vorkommen dieser sonst an der Küste nicht heimischen Pflanzen frühere Siedelungen der Eingeborenen festgestellt werden können. Aus allem ist zu ersehen, daß auch dem Polarmenschen pflanzliche Nahrung nicht nur erwünscht, sondern nötig ist.

Die Nachbarn der Polarvölker sind die Russen. Zwar ist die Grundlage für die breite, lückenlose Besiedelung des Landes durch die Russen das Getreide, mögen sie auch durch andere Erwerbsmöglichkeiten angelockt sein, aber längs den Flüssen sind sie auch in das echt polare Gebiet eingedrungen. Hier haben sie sich, ohne daß sie sich dagegen wehren konnten, zu halben Polarmenschen umgewandelt. Jadrinzew betont oft, daß wir es in Sibirien mit einer Spielart des Russen zu tun haben, ähnlich wie in Nordamerika der Europäer zum Yankee wird. Daß sich viele Russen, die sich freiwillig oder zwangsweise längere Zeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Sibirien aufgehalten haben, dann nicht wieder in der Heimat einleben konnten, sondern wieder nach dem Osten zurückkehrten, wie es Müller bestätigt, mag nicht von besonderem Gewicht sein. Solchen geht es nicht anders, wie so vielen Europäern, die „draußen" gewesen sind, denen die Heimat zu eng geworden ist und das Leben in ihr zu gebunden und unfrei vorkommt. Aber hier spielt sich noch etwas anderes ab. Der russisch-sibirische Geschmack setzt sich ganz allgemach in immer größere Übereinstimmung mit dem der Eingeborenen — selbst in der gesellschaftlichen Zuchtwahl, so daß er sich für das Ideal der eingeborenen Schönheit entflammt. Schtschapow, der Gewährsmann Jadrinzews spricht es direkt aus, daß die Empfänglichkeit für die Schönheit der Eingeborenen im Osten gerade so gut ein physiologischer Prozeß, wie eine Äußerung des Gefühls sei. Von solcher völligen Umstimmung des Schönheitsideals wird auch aus Grönland berichtet. Im polaren Raum ist es nicht möglich, anders zu leben als der Polarmensch, schließlich wird auch Denken und Fühlen mit beeinflußt. Von allen Völkern besitzen die Jakuten eine besondere Macht im Entnationalisieren anderer Völker und üben sie auf Russen (Jadrinzews, Middendorff) wie Tungusen (Müller) in gleicher Weise aus. Dieses Volk ist von ungeheurer Gewandtheit und Anpassungsfähigkeit und gehört nicht nur, weil es andere Elemente assimiliert, zu denjenigen, die nicht im Rückgang begriffen sind. Dagegen gehen die anderen Völker ihrem Untergang entgegen; ist das doch selbst bei den Eskimo der Fall, obgleich die Verwaltung der dänischen Regierung es verstanden hat, dieses Volk möglichst vor den Schäden der Zivilisation zu behüten, wie vielmehr ist bei den sibirischen die Gefahr des Rückgangs außerordentlich unter dem russischen Regiment, das durch unwürdige Ausbeutung der Arbeitskraft und durch Ausnützen niedriger Triebe die Völker ruiniert.

Asien und Amerika stehen ethnographisch in dem Gegensatz, daß in Asien die Völker Tierzüchter geworden sind, und zwar ist die Milchwirtschaft und ihr Ertrag wichtiger als das Fleisch, das die Herden liefern. Dasselbe Renntier, das von Lappland bis Ostsibirien seit Alters gemolken wurde, haben Eskimo und Indianer immer nur gejagt. Auch die asiatischen Polarvölker sind Erben der großen Kulturerrungenschaft ihrer Vorfahren. Sie gelangten durch den Wald auf die Tundra hinaus und brachten ihre Herden mit, ihr Rückhalt sind ihre Herden und der Wald. Anders in Amerika. Als die Eskimo von Westen her den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schmalen Streifen der amerikanischen Tundra und den amerikanischen Archipel bevölkerten, war der Wald besetzt. Sie brachten auch die Kenntnis des Melkens nicht mit, sie hielten keine Herden. Allein von der Jagd und dem Fischfang fristen sie ihr Leben, ausschließlich die echt polare Welt ist ihre Heimat, sie sind daher das echte Polarvolk.

Ohne Kämpfe ist es nicht abgegangen, als Eskimo und Indianer sich begegneten; denn obgleich heute Indianer und Esqimantsik — die Rohfleischfresser, wie die Indianer die Eindringlinge spöttisch nannten — ohne Reibung friedlich nebeneinander wohnen, gibt doch die unbezwingbare Abneigung der Indianer, ja die Furcht vor den Eskimo Kunde von früheren Kämpfen, die solange hin und her wogten, bis ein Gleichgewichtszustand sich ergeben hatte und die Waldgrenze auch Völkergrenze geworden war.

Dem eingedrungenen Volke stand also zunächst der Weg die Küste entlang offen. Nach deren Besetzung gingen sie über die schmale Sunde zu Inseln, dehnten ihr Verbreitungsgebiet polwärts aus und erreichten unter dem 80. Parallelkreis, vereinzelt sogar über ihn hinaus, den nördlichsten Punkt. Sie haben den Ruhm menschliches Leben bis an die äußerste Grenze des Möglichen polwärts gebracht zu haben.

Auch das tatkräftigste Volk hätte viel eher den Kampf aufgeben müssen, wenn nicht der Tierreichtum des polaren Meeres so unerschöpflich und auch im Winter eine nicht versiegende Quelle für den Unterhalt wäre.

Um aber dieser Tiere habhaft zu werden, mußten die Menschen sich auf das Meer hinauswagen. „Wesentlich der Seehundfang war es, der diese beherzten Polarmenschen über die eisigen Sunde Amerikas bis in den höchsten jemals von Menschen bewohnten Norden geleitete und sie zu unübertrefflichen Meistern im Kajakfahren heranbildete...“ (Kirchhoff).

Selbst also der polare Archipel hat den Menschen zu Seefahrern erzogen. Daher auch die große räumliche Verbreitung der Eskimo, die ihresgleichen nur in der Südsee hat, wo ein seetüchtiges Volk, sich von Insel zu Insel weiterfühlend, in tollkühnen Fahrten auf gebrechlichen Schiffchen sich über 100 Breitengrade nach Osten hin ausgebreitet hat. Das Gebiet der Eskimo ist eins der größten sprachlich einheitlichen Gebiete der Erde.

In Asien wäre es auch begabteren Völkern nicht möglich, Ähnliches zu leisten. Sie fluten ja jeden Herbst zurück in das Obdach des Waldes,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

da das Ren sich dahin zurückzieht. Es sind kontinentale Völker, ohne Beziehung zum angrenzenden Meere, außer den wenigen oben erwähnten Fällen. Sie sind trotz ihrer Beweglichkeit gebunden, selbst solch ein betriebsames Volk wie die Jakuten könnten unmöglich bis ans Meer vordringen und sich an ihm niederlassen, da sie zwar an ihren Herden einen wertvollen Rückhalt haben, aber dafür sich auch gänzlich nach ihnen richten müssen. Erst im Tschuktschenlande bedeutet der Verlust der Herden nicht notwendig den Untergang des vom Unglück betroffenen Hirten, sondern hier beginnt die Ausnützung des Meeres und die Anpassung der Völker an thalassische Lebensbedingungen. Die Eskimo nun führen den Kampf gegen die Unbilden des polaren Klimas, gegen Gefahr und Not dadurch, daß sie den schlimmen Einflüssen der Kälte und Dunkelheit durch besondere körperliche und seelische Anpassungen begegnen, den großen Gefahren größeren Mut, Unglücksfällen unerschütterlichen Gleichmut, Schwierigkeiten geradezu geniale Erfindungen entgegensetzen.

Wie mancherlei kommt dem Fremden lächerlich, unnötig, ja hinderlich und unpraktisch vor, wie leicht läßt er sich hinreißen, im Bewußtsein der höheren Intelligenz, den Lehrmeister und Verbesserer spielen zu wollen, und wie kläglich ist das Fiasko, mit dem solche Versuche endigen, so daß ihn die Gutmütigkeit der Eingeborenen aus der selbstverschuldeten schlimmen Lage befreien muß. Ist auch — vielleicht — die Intelligenz des Fremden eine höhere, so bedenkt er nicht, daß in den primitiven Zuständen Vollkommenheiten vorliegen, welche durch viel tausendjährige Verbesserung entwickelt wurden, daß nur eine stetige Entwicklung, die den Naturbedingungen gemäß ist und aus ihnen emporblüht, sie verbessern kann. Unzählbar sind die Fälle, in denen sich das Besserwissen des Neulings mit Tod oder großen Leibesschäden selber bestraft. Ein Beispiel möge hier Platz finden, welches zeigt, wie selbst lächerlich geringfügige Dinge ihre große Wichtigkeit haben. Amundsen schreibt in seiner anziehenden Art: „Die Anorakke (Felljacken) und Beinkleider sind häufig mit Fransen eingefaßt. Im Anfang, ehe sich die Mitglieder der Expedition ganz an die Eskimotracht gewöhnt hatten, kam es einigen von uns wahrhaft verrückt vor, mit so einem Fransenzierat herumzulaufen, und so schnitten sie ihn ab. Ich hatte aber gleich meine Bedenken dabei und ließ sie sitzen, denn mir war schon das Verständnis aufgegangen, daß an der Eskimokleidung, wie bei allen ihren Einrichtungen, alles und jedes seinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

praktischen Zweck hatte. Ich ließ also die Fransen sitzen, trotz des mir gespendeten Hohnlächelns. Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten, — eines schönen Tages fingen die Anorakke, an denen die Fransen abgeschnitten waren, an sich aufzukrempeln, und sie hätten bald nur noch als Halskrausen dienen können, wenn die Fransen nicht in aller Eile wieder angenäht worden wären.“ (R. Amundsen: Die Nordwestpassage.)

Ebenso wie in Asien fordert die Jagd bei den Eskimo die Fähigkeit, den Ort schnell zu verändern. Nahrungstiere gibt es allerdings reichlich, aber ihr Vorkommen ist sehr wechselnd, daher kann auch der Eskimo nicht seßhaft sein; aber er kann die weitesten Reisen unternehmen, weil er sicher sein kann, auf seinem Wege jagdbare Tiere anzutreffen. Daher denn auch diese Beweglichkeit. Dazu kommt, daß der Begriff Zeit für den Eskimo nicht existiert — kann er doch auch nicht einmal angeben, wie alt er ist. Als ein Eskimo hörte, daß in Ogchjokta ein Schiff liege, die Gjöa, macht er sich aus der Gegend des Kobbermineflusses auf, um es zu sehen; um seine Neugier zu befriedigen, machte er eine Reise von ein paar hundert Seemeilen; so sehr ist dieses Volk an das Wandern gewöhnt. Nach dem stets sich ändernden Zustand des Küsteneises und dem unberechenbaren Auftreten der Robben hat sich der Fänger zu richten. Oft hat der Eskimo von dem Orte aus, der ihm zum Aufenthalt geeignet erschien, bis zum Fangplatz eine weite Reise. Schnelligkeit ist da Bedingung für den Erfolg. Wie in Asien der Renntierschlitten pfeilschnell über die Tundra fliegt, so hat der Eskimo für die Reisen zu Lande den Hundeschlitten. Da er aber auch sich auf die See hinauswagen muß, erfand er für seine Bedürfnisse und für das Material das ihm zu Gebote stand, ein Fahrzeug von außerordentlicher Gebrauchstüchtigkeit, das geschlossene Fellboot, den Kajak. Mit ihm kann ein geschickter und ausdauernder Ruderer die Strecke von Rügen nach Kopenhagen in einem Tage zurücklegen. In der Beherrschung dieses geschlossenen und daher gegen Wellenschlag geschützten Einmannsbootes sind die Eskimo Meister. Spielend suchen sie die Gefahr. Ist eine Sturzsee zu gefährlich, so ducken sie sich, lassen die schwere Woge über sich hinwegrollen und richten mit kraftvollen, geschickten Wendungen des doppelseitigen Ruders das gekenterte Boot wieder auf. Allerdings kann sich auch dieses Wagnis nicht jeder der Eskimo leisten, besonders heute nicht mehr, da mit dem Eindringen der Kultur, mit anderen Dingen auch solche Geschicklichkeiten seltener werden. Selbst

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ohne Ruder können sich manche Eskimo wieder aufrichten, ja, sie ballen sogar die Hand und nehmen einen Stein in die Faust, den sie nach dem Kunststück stolz vorzeigen. Dieses Spielen mit der Gefahr ähnelt ganz den tollkühnen Schwimmkünsten, die in der Südsee von Jugend auf geübt werden. Vom sechsten Jahre an üben sich die Eskimojungen im Kajakfahren, vom achten bis zehnten Jahre an gehen sie schon zum Fang aus.

Da dem Jäger im Hundeschlitten und Kajak solche vorzügliche und rasche Fahrzeuge zur Verfügung stehen, hat seine Familie es nicht nötig, ruhelos seinen Zügen zu folgen. Vielmehr wird für längere oder kürzere Zeit — je nach den Erfolgen des Jägers — ein Standquartier gewählt, das einerseits nach mancherlei Richtungen hin Jagdzüge zu machen gestattet, andererseits für den Bau der Behausungen das geeignete Material bietet.

Robben werden hauptsächlich im Winter gejagt. Da heißt es also wohnliche Hütten bauen. Alles ist in Eis und Schnee vergraben, Holz ist so selten, daß es für die Jagdgeräte allein kaum ausreicht. Daher hat der Eskimo aus der Not eine Tugend gemacht und gelernt, den Schnee selbst als Baumaterial zu benutzen. Mit besonderen langen Holzmessern wird der Schnee auf seine Brauchbarkeit geprüft; ist der geeignete gefunden, werden große Blöcke ausgeschnitten und mit bewundernswertem Geschick die richtigen Maße gefunden, daß ein Gewölbe entsteht — ein architektonisches Meisterstück, das in Amerika selbst die Kulturvölker Mexikos nicht gelernt hatten. Selbst darin sind sie, beiläufig bemerkt, den sämtlichen amerikanischen Völkern überlegen, daß sie als Verkehrsmittel den Schlitten besitzen, dem sie Tiere, ihre Polarhunde, vorspannen; selbst die Inka benutzten das Lama nur zum Tragen, nicht zum Ziehen von Lasten.

Da gerade von Erfindungen die Rede ist, die die Eskimo über manches, höher kultivierte Volk erheben, möge auch erwähnt sein, daß sie im Wurfholz eine Einrichtung besitzen, die sie von allen Nachbarn, asiatischen wie amerikanischen, unterscheidet. Da dieses Instrument, das die Kraft des speerschleudernden Armes in hohem Maße vergrößert, sonst nur noch an weit entfernten Orten — in Australien und am oberen Amazonas — vorkommt, ist es zweifellos eine echte Eskimoerfindung. Eine eingehende Beschreibung der Fanggeräte kann nun nicht an dieser Stelle gegeben werden, so sehr sie auch die Erfindungsgabe der Eskimo immer wieder beleuchten würde, daher kehren wir zu den Schneehütten zurück.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Schneekuppelhäuschen ist eine ideale Wohnung für den Nomaden, denn er braucht kein Material mit sich zu führen. Dazu ist solch ein Häuschen in äußerst kurzer Zeit aufgeführt, der Eskimo braucht kaum eine Stunde dazu. Bei einem Frost von —50° ist es auch durchaus nötig, schnell einen Unterschlupf für sich und die Familie zu haben.

Charakteristisch für die Art, wie Eskimo wandern, ist der Bericht Amundsens: „Die Oglulieskimo kamen meistens zur Mittagszeit, bauten sich Schneehütten und blieben ein paar Tage bei uns.

Bei Schneehütten, die zu längerem Aufenthalt dienen sollen, wird der Eingang vertieft angelegt, so daß die schwere kalte Luft in dem Tunnel, der ins Innere führt, selbsttätig die innere Luft abschließt.

In solchen Hüttchen ist es bald behaglich warm. Um in ihnen atmen zu können, braucht man allerdings lange Gewöhnung. Petitot bohrte sich ein Loch mit seinem Messer durch die Wand, um nicht zu ersticken; doch gleich verbaten es sich die Eskimo, da die eisige Außenluft empfindlich in die Wohnung strömte. Daher mußte der Forscher seinen Mund an die Öffnung legen und so die Nacht zubringen. Aber die Wärme, die die vielen gut genährten Menschenleiber ausströmen, bringt auch die Schneedecke zum Schmelzen. Der Eskimo weiß sich Rat: Die alte Sommerzeltbekleidung wird dazu verwendet, das Innere auszutapezieren. Zwischen Wand und Fell bleibt die Luftschicht kalt, schützt also die Schneedecke vor dem Schmelzen. Aber dieselbe Luftschicht isoliert auch die innere Wärme als ein schlechter Wärmeleiter, so daß in Zelten mit dieser Einrichtung eine beträchtlich höhere Temperatur herrscht als in anderen". (Boas.)

Aus Schnee baut sich der Eskimo sogar seine Versammlungssäle, die oben schon erwähnt sind, in denen 50 Menschen Platz haben. Hier hält er seine Feste ab, hier wird aber auch geturnt und gespielt. (Amundsen.)

Ist die schlimme Zeit der Frühlingsstürme vorüber, dann beginnt die Sommerjagd auf das Ren. Schon im Mai kommt das Ren über die noch gefrorenen Sunde nordwärts gezogen, und sogleich machen sich die Jäger auf, um das wegen seines Fleisches noch nicht einmal so sehr als wegen seines Felles geschätzte Tier zu jagen. Es ist sehr schwer, das scheue Wild mit Pfeil und Bogen zu erlegen. Daher machen die Eskimo in der Nähe des magnetischen Nordpols richtige Treibjagden, und zwar werden die Tiere ins Wasser getrieben und dort von anderen Jägern vom Kajak aus erlegt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Jagdgründe scheinen nicht streng begrenzt zu sein, jedenfalls treffen häufig verschiedene Stämme in derselben Gegend beim Jagen zusammen, wie es auch im Winter bei der Seehundjagd vorkommt. Doch weit entfernt, daß durch solche Zusammenstöße Streit und Blutvergießen entstünde, geben sie vielmehr das Signal zu einer Reihe von Festlichkeiten. (Amundsen.)

Im Sommer wandert die ganze Eskimofamilie von Bucht zu Bucht, überall haltmachend, wo sich Renntiere finden, gehen auch eifrig auf den Lachsfang, der allerdings mehr eine Arbeit der älteren Leute und Weiber ist. Während der Mann auf dem beweglichen Kajak vorauseilt und die günstigen Anlegeplätze auskundschaftet, kommen die Frauen und Kinder in dem schwerfälligen Frauenboot nach. Der Hausvater läßt sich höchstens herbei, das Steuer zu führen; ein Ruder anzurühren im Frauenboot ist ganz unter seiner Würde. Mit diesen Booten, in welchen außer dem Hab und Gut auch die Hunde mit den Schlitten Platz haben, werden ganz riesige Reisen ausgeführt, von drei und mehr Jahren Dauer; schnell allerdings geht es nicht mit den großen Fahrzeugen. Das Frauenboot ist flach und ziemlich schmal, daher nicht seetüchtig. Sobald der Wind sich aufmacht, gehen sie mit ihm an Land. Ebenso wie der Kajak besteht es aus Holzrippen, die mit Seehundfell bespannt sind.

Jede Eskimofamilie hat eine gewisse Heimat, zu der sie wieder zurückkehren. Hier bauen sie sich häufig für den Winter auch halbunterirdische Steinhäuschen, die dann aber ebenso wie die Schneehütten mit dem Eintritt der wärmeren Jahreszeit verlassen werden müssen. So gut auch die dänische Grönlandskolonisation es verstanden hat, ohne Aussicht auf wirtschaftlichen Gewinn für ein Naturvolk zu sorgen, ganz hat sie es nicht verhindern können, daß die Naturmenschen sich ihrer naturbedingten Lebensweise hie und da entfremdeten. Sie verlieren dann die Geschicklichkeit im Führen der Fanggeräte und des Kajak und verarmen. Sie können ihre Fanggebiete nicht wechseln, wodurch sich die Ausbeute verringert; die Kost wird schlechter, der unentbehrlichen Seehundsfelle gibt es immer weniger, kaum können sie sich kleiden, geschweige denn für Kajak und Frauenboot genügend Felle erbeuten. Zur Seßhaftigkeit gezwungen, müssen sie, da auch die Zeltbezüge mangeln, in den feuchten, dumpfen Erdhütten auch im Sommer hausen. Sind sie schon arm, so werden sie nun auch krank. Da sie nicht wandern können, ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kehren sie nie mit anderen Menschen, abgeschlossen vom eigentlichen Eskimoleben, kommen sie auch geistig und gemütlich herunter. An der Tiefe der Zerrüttung des ganzen Lebens erkennen wir, wie außerordentlich nötig, ja unerläßlich auch für den Eskimo das unstete Wanderleben ist, wie er nur in ihm der allen Gefahren trotzende, allzeit frohe und gesunde Tatmensch bleiben kann.

In einem Volke, wo Stämme, Familien und Einzelmenschen in dauernder Wanderung begriffen sind, kann etwas wie staatliche Ordnung, wie Gesetz und Herrschergewalt nicht erwachsen. Es gibt wohl kaum ein Volk, das so wenig davon hätte, wie das der Eskimo. Die Natur selbst hat es übernommen, ihnen strenge Gesetze zu geben, deren Übertretung nie straflos ausgeht. Es gibt bei den Eskimo keinen Häuptling, es sei denn, daß dem Erfahrenen und Tüchtigen gerne gehorcht wird, wenn es sich um die Wahl eines Platzes zu längerem Aufenthalt handelt; es gibt auch keine Knechte, außer den Feigen und schmarotzenden Faulpelzen. Es kommt sogar vor, daß eine Witwe sich zur Beherrscherin des Kajaks und zur Jägerin entwickelt, um sich und ihre Kinder zu ernähren. Einer solchen kühnen Frau werden ohne weiteres Männerrechte eingeräumt.

Alles im Leben der Eskimo regelt einzig Sitte und Gewohnheit, wobei viele abergläubische Regeln mit unterlaufen. Viele Forscher, die lange Zeit bei diesem liebenswürdigen Volke gelebt haben, erklären übereinstimmend: Jeder tut, was er will, doch richtet jeder sein Handeln so ein, daß keiner seiner Nächsten dabei zu Schaden kommt; in jedem lebt der unbewußte Wunsch, nur das zu tun, was dem Gemeinwohl am zuträglichsten sein könnte. Dieses Gefühl der Verantwortlichkeit ist der eigentliche organisierende Herrscher in den kleinen Gemeinwesen der Polarwüste.

Echt nomadisch ist die Stellung und Würdigung der Frau. Kehrt der Jäger von glücklicher Jagd heim, ist der Seehund ans Land gezogen, so rührt er keinen Finger mehr. Alles andere ist Arbeit der Frau. Ja, sie würden sogar zu fürchten haben, ihr Glück bei weiteren Jagdzügen einzubüßen, wenn sie etwas täten, was nach der Sitte den Frauen zu tun zukommt. Heimgekommen, strecken die Männer sich auf die faule Bank, basteln an ihren Geräten, schnitzen an ihnen herum, denn der Eskimo will seine Waffen und Geräte nicht nur recht tüchtig zum Gebrauch, sondern auch nett geschmückt haben. Seine Kraft gehört dem Kampf mit Wellen und Sturm und mit dem gefährlichen Wild, das er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jagt. Aber wie mancher gute Gedanke, wie manche Verbesserung an seinen Geräten mag der gemütlichen Ruhe entsprungen sein, der sich der Eskimo hingibt, während draußen die bleichen Lichter des Nordlichts flammen oder der Polarsturm über das heimelige Schneehäuschen hinwegbraust.

Die Frauen sind dagegen immer beschäftigt, nur der Mangel kann ihre fleißigen Hände zur Ruhe zwingen. Unter der Last der Arbeit altern sie schnell und verblühen rasch. Doch darf man nicht daraus schließen, daß ihre Stellung schlecht wäre. Dazu ist ihre Arbeit viel zu wichtig. Im Gegenteil ist die Frau im Hause unverkennbar die Herrscherin, wenn sie auch bei den Mahlzeiten der Männer im Winkel sitzen muß; Verachtung straft den Mann, der seine Frau schlecht behandelt. Die Kinder werden sehr gut behandelt, besonders die Knaben; man straft sie ungern, da man dadurch ihren Mut zu brechen fürchtet. Da in den Knaben die zukünftigen Ernährer gesehen werden, ist man bei ihrer Geburt hocherfreut, während die Ankunft eines Mädchens den Eskimo kalt läßt. Jedoch findet sich bei diesem in Armut und Not lebenden Volke die Tötung oder Aussetzung von weiblichen Neugebornen nicht, die doch bei viel höher stehenden Völkern in besseren wirtschaftlichen Verhältnissen zum Volkslaster geworden ist. Nur äußerste Not kann dazu zwingen.

Kinderreich sind die Eskimofamilien nicht, weil die Kinder sehr lange von der Mutter genährt werden, da für das zarte Kindesalter keine andere Nahrung als die Muttermilch vorhanden ist. Stirbt die Mutter, während sie das Kind noch stillt, so wird der toten Mutter das Kindchen mit ins Grab gegeben, da es kein Mittel giebt es hochzuziehen, wenn es nicht von einer anderen noch stillenden Mutter angenommen werden kann. — Selbst große Kinder, die schon laufen können, entwöhnen sich schwer. Amundsen sah einen etwa zehnjährigen Jungen bald von der Mutter ein paar Schlucke Milch trinken, bald dem Vater die kurze Pfeife aus dem Mund nehmen, um ein paar Züge zu rauchen.

Vielweiberei ist selten; überall, wo Vielweiberei auf der Erde herrscht, ist es eine rein wirtschaftliche Frage, ob ein Mann nur eine oder mehrere Frauen hat, da es sich darum handelt, ob er sie ernähren kann. Das ist bei den Eskimo selten der Fall, und nur ein sehr tüchtiger Fänger ist dazu imstande. Nicht Sinnlichkeit ist dann die Haupttriebkraft, die den Mann dazu treibt, eine zweite Frau zu nehmen, sondern

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Bedürfnis nach einer zweiten Arbeitskraft, um die Felle aller erbeuteten Tiere verwenden zu können. Es kommt sogar nicht vereinzelt vor, daß die erste Frau selbst ihren Mann auffordert, eine zweite Frau zu nehmen, um Hilfe zu bekommen.

Der Witwe blüht ein trauriges Los, denn sie kann nicht selbständig zur Erhaltung des Gemeinwesens beitragen. Nur ein Umstand rettet sie vor gänzlicher Verarmung und Vernachlässigung, nämlich, wenn sie männliche Kinder hat. Dann ist die Aussicht, sich wieder zu ver-verheiraten, groß, da sie als Heiratsgut ein Kapital mitbringt, das hohe Zinsen trägt, wenn die Kinder zu jungen Männern erwachsen sind.

Das Heiraten ist dem jungen Mann erst gestattet, wenn er durch erfolgreiche Jagd auf den Seehund bewiesen hat, daß er imstande sein wird, eine Familie zu ernähren, und er würde sich vorher vergeblich um die Gunst einer Eskimomaid bemühen.

Stirbt der Vater, so erbt sein erwachsener Sohn wenig vom Gute des Toten, vor allem nicht den Kajak, da es nicht möglich erscheint, daß ein Mann zwei Kajaks zu gleicher Zeit im Stande erhalten kann, so sehr nimmt schon ein Fahrzeug den Mann in Anspruch. So spiegelt die schwierige Lage, in der sich das Volk befindet, in allen Gewohnheiten und Eigenheiten sich treulich ab.

Auch ihre Religion, sofern man dieses Wort auf die Vorstellungen der Eskimo vom Übersinnlichen anwenden will, ist aus der umgebenden Natur erwachsen. Sind bei uns schon Seeleute und Jäger am meisten dem Aberglauben verfallen, wieviel mehr der Eskimo. „Eine so wilde, großartige Natur wie die grönländische — mit ihren Gletschern und treibenden Eisbergen, Luftspiegelungen, Stürmen und der langen Winternacht mit dem flammenden Nordlicht, gewinnt Macht über das Gemüt, erzeugt Ehrfurcht und Bangen und nährt die Phantasie.“ Wir verknüpfen Moral und religiöse Begriffe unwillkürlich. Bei den Eskimo wie bei allen Naturvölkern hat die Moral mit Religion nichts gemein. Mehr wie an anderen Orten entspringen die religiösen Regungen hier „der Furcht vor dem Tode und dem Wunsche zu leben.“ (Hume.)

Von allen geistigen Anlagen überrascht den Europäer vielleicht keine so sehr, als das ganz hervorragende Ortsgedächtnis. Nach ganz kurzer Anleitung finden sich die Vielgereisten sogar auf unseren Karten zurecht, verbessern sie und schreiben die Eskimonamen hinein, wenn sie des Schreibens kundig sind. Man hat auch Eskimokarten zeichnen lassen, die überraschend mit denen der Forscher übereinstimmten und höchstens

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dadurch verzerrt waren, daß gut bekannte Gebiete unwillkürlich gedehnt und fremde etwas zusammengedrängt wurden.

Wir wollen von diesem liebenswürdigen Volke nicht Abschied nehmen, ohne der unschätzbaren Dienste zu gedenken, die sie der Polarforschung geleistet haben. Nicht nur haben sie die Forscher und sportmäßigen Polarfahrer darüber belehrt, wie man im polaren Raum zu leben hat, sondern ihrer hilfsbereiten Natur nach war ihre tätige und gern gewährte Unterstützung das einzige Mittel, die Erfolge zu erringen, die die Nordpolarforschung zu verzeichnen hat. Ohne ihre Unterstützung wären die Nordpolländer heute nicht mehr durchforscht als die des Südpols. Mit opfermütiger Hingabe führten sie die Aufgabe, den Fremdlingen Helfer und Führer zu sein, durch; mit unerschütterlicher Treue dienten sie einer Aufgabe, deren Größe und Bedeutung ihnen fremd bleiben mußte, ohne Lohn, selbst bis zum heldenhaften Tode. Noch keiner ist aus der Welt dieser Söhne des unwirtlichsten und wildesten Raumes unserer bewohnten Erde zurückgekehrt, ohne diese Menschen auch liebgewonnen zu haben, nachdem er schon lange ihre Tüchtigkeit geschätzt und bewundert hat.

Ohlenroth'sche Buchdruckerei Georg Richters, Erfurt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf